

Stoff des Lebens

Mein Großvater (1898–1992) hat über 50 Jahre als Konstrukteur in der Maschinenfabrik Rüti, die den Honegger-Webstuhl produzierte, gearbeitet. Dieser Umstand schob sich auf den Desktop meines Erinnerungsarchivs, als ich mich kürzlich mit Jacques Derridas „Memoires“ auseinandersetzen musste. Da findet sich die Metapher des Weberschiffchens, dessen Hin- und Herfahren den Stoff webt. Bei Derrida geht es natürlich nicht um das textile Gewebe. Er braucht das sprachliche Bild, um die Praxis der Dekonstruktion zu veranschaulichen, das intellektuelle Hin und Her zwischen Gegensätzen, das den neuen Text erzeugt. Ich bezweifle, dass dies meinen Großvater groß berührt hätte. Aber seinen Enkel hat es. Das Hin und Her zwischen Hoffnung und Verzweiflung, das Auf und Ab zwischen Glücksgefühlen und Trostlosigkeit, sind im Spitalkontext jene inneren Bewegungen, die den Stoff täglicher Wirklichkeit weben. Und genau genommen nicht nur da: Das Leben an sich ist ein Spannungsfeld zwischen unterschiedlichen, mitunter widersprüchlichen Polen. Etwa zwischen Nostalgie und Aufbruchsstimmung. Oder zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Bedürfnissen. Meinerseits auch zwischen verschwenderischen und genügsamen Fantasien oder zwischen Lust zur Barmherzigkeit und Lust zur Rache. Die Osterzeit erinnert mich daran, dass dieses Pendeln zwischen den Polen „Tod und Auferstehung“ der Weg sein könnte, aus dem der Stoff des Lebens gewoben wird. Manchmal meine ich sogar, einen goldenen Faden darin erkennen zu können.

tw_04_2018

Alternative Weltwunder?

Sechs von sieben Weltwunder der Antike sind bekanntlich zerstört. Die Auswahl von sieben neuen Weltwundern der Neuzeit oder gar der Moderne ist umstritten. Wie wäre es, wenn nicht die von menschlicher Hand erstellten Bauwerke und Monumente, sondern der Mensch und das Menschliche selber zu Wundern deklariert würden? Angefangen mit dem faustgroßen muskulösen Pumporgan, ohne das gar nichts geht – dem Herz. Mit jenem inneren Organ also, das im Laufe eines Lebens bis zu vier Milliarden Schläge vollbringt. Und dessen Symbolkraft unschlagbar ist: Was verbinden wir nicht alles mit dem Herzen: Die Liebe, die Begeisterung, das Gewissen, die Trauer, den Mut. Die hebräische Bibel sieht im menschlichen Herzen die Quelle der Vernunft und des Verstandes, mithin der guten Entscheidungen und der weisen Beschlüsse. Die Weite des Herzens ist biblisch betrachtet eine Frage der Weisheit und der Bildung. Und Mangel an Herz bedeutet Gedankenlosigkeit oder schlicht Dummheit. Ein reines Herz haben diejenigen, die klug sind und klar denken. Das neue Herz, das den Menschen geschenkt wird, ist nicht mehr hart und trocken, sondern weich und feucht, durchdrungen vom Ostergeist. Es vergisst das Gute nicht, noch verkennt es das Wunderbare, sondern verdankt beides Gott.

tw_05_2017

Heldenhaft

Als Helden werden Menschen bezeichnet, die außergewöhnliche Taten vollbringen oder sich extrem couragiert verhalten. Solche, die aufgrund ihrer körperlichen oder geistigen Kraft historische Siege errungen haben, oder die mithilfe von Ausdauer, Mut und Aufopferungsbereitschaft für Ideale kämpften. Vor kurzem lief „Sully“, der jüngste Spielfilm von Clint Eastwood in unseren Kinos – ein Film, der vordergründig von der spektakulären Landung des Passagierflugzeugs auf dem Hudson River in New York handelt. Hinter dem Plot steht der gesellschaftliche Zwiespalt, in welchen jene geraten, die zu Helden emporstilisiert werden. „Jeder Erfolg deckt neue, nicht vorhergesehene Schwierigkeiten auf; und jeder Sieg mehrt für uns die Zahl der möglichen Niederlagen“, bemerkt eine Figur in John Williams „Augustus“, ein faszinierender Roman über den womöglich heldenhaftesten der römischen Kaiser. Nicht etwa, weil er erfolgreich die Ausbreitung des Römischen Reichs vorantrieb, sondern weil er den Bürgerkriegen Roms ein Ende setzte, innen- und außenpolitisch eine lang anhaltende Konsolidierungsphase ermöglichte, die später als Pax Augusta verklärt wurde. Was für historische Heldentaten gilt, gilt für jedes Menschenleben: Die Umstände, die uns zufallen, werfen stets die Frage auf, was es heißt, Mensch zu sein.

Du saudummes Schicksal!

Wenn Menschen von Schicksalsschlägen getroffen werden, fehlen ihnen nicht nur die Worte. Es ist, als würde ihnen die Luft abgeschnitten und der Boden unter den Füßen weggezogen. Niemand ist da, der oder die sie auffangen und beatmen könnte. Der vielleicht vor kurzem noch vage Glauben an ein irrationales Eingreifen einer übermächtigen Gottheit ist wie eine Seifenblase geplatzt. Wohin also mit der Wut und der Verzweiflung, dem Schmerz und der abgrundtiefen Sinnlosigkeit? Da sitzt eine junge Frau am Sterbebett ihrer noch jüngeren Schwester, untröstlich über den unfassbaren Verlust. Einzig eine gute Freundin lässt sie nahe an sich heran. Nach vielen Tränen, geduldigem Warten und sachten Berührungen gelingt es dieser, die unerträgliche Situation zu entspannen. Indem sie mit der Verzweifeln zusammen beginnt, über das Schicksal zu schimpfen und zu fluchen, ihm alles erdenklich Schreckliche zu wünschen bis hin zu den grausamsten Foltermethoden. Eine Adresse und ein Ventil für die erste, größte Wut über das Unrecht sind gefunden. Mir scheint beides mehr als angemessen. Es ist, als hätten da zwei junge Frauen mitten in der ausweglosen Wildnis des Wahnsinns den einzigen Pfad frei geschlagen, der Sinn ergibt.

tw_08_2016

AKWAS und EKINGG

Vor kurzem erlebte ich eine Geschichte. Die ging ungefähr so: Der Familienvater hatte einen Hirninfarkt erlitten und lag auf der Intensivstation. Niemand konnte sagen, ob er es überleben wird, ob er jemals wieder aus seinem Tiefschlaf aufwachen und gesundwerden wird. Zwar durften die engsten Angehörigen ihn besuchen und berühren. Auch ihre Liebe vermochten sie ihm ins Ohr zu flüstern und machten ihm Mut, dass alle nur das Beste für ihn wollen. Für die beiden kleinen Töchter war es tieftraurig zu hören, dass ihr Vater so plötzlich so schwer erkrankt ist. Ihre Mutter liesen sie wissen, dass sie fest an ihren Vater denken, aber nicht ins Spital mitkommen wollen. Nicht mitgeteilt haben sie ihrer Mutter – und überhaupt niemandem –, dass sie viel mehr verstanden haben als die Erwachsenen meinten. Denn sie haben still und aufmerksam zugehört: „Es kann immer noch gut gehen“, sagten einmal die einen. Und: „Alles kann wieder anders sein“, sagten ein anderes Mal die anderen. Die beiden Mädchen schnappten die Formulierungen auf und kürzten sie ab: „EKINGG“, sagte die eine zur anderen. Und diese antwortete: „AKWAS“. Die beiden schufen mit den beiden Akronymen eine eigene Geheimsprache, die ihnen über die schwersten Tage hinweghalf.

tw_05_2016

Lob auf den Tanz

Augustinus (354 – 430), Bischof von Hippo, Philosoph und Kirchenvater, hat nebst äusserst zeitgebundenen und teils reaktionären Gedanken immer wieder eine erstaunliche Aufgeschlossenheit gegenüber kultureller Vielfalt bewiesen. Seine frühe Schrift „De musica“ gilt als herausragendes musiktheoretisches Werk über den Rhythmus. Nach seiner radikalen Umkehr soll er das folgende „Lob auf den Tanz“ verfasst haben:

„Ich lobe den Tanz, denn er befreit den Menschen von der Schwere der Dinge, bindet den Vereinzelten an die Gemeinschaft. Ich lobe den Tanz, der alles fordert und fördert, Gesundheit und klaren Geist und eine beschwingte Seele. Tanz ist Verwandlung des Raumes, der Zeit, des Menschen, der dauernd in Gefahr ist zu zerfallen, ganz Hirn, Wille oder Gefühl zu werden. Der Tanz dagegen fordert den ganzen Menschen, der in seiner Mitte verankert ist, der nicht besessen ist von der Begehrlichkeit nach Menschen und Dingen und von der Dämonie der Verlassenheit im eigenen Ich. Der Tanz fordert den befreiten, den schwingenden Menschen im Gleichgewicht aller Kräfte. Ich lobe den Tanz. O Mensch lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel mit dir nichts anzufangen!“

tw_01_2016

Migration und Gesundheit

Im Insepsital werden nicht nur Patienten aus den verschiedensten kulturellen Kontexten betreut. Rund 70 verschiedene Nationen treffen unter den Mitarbeitenden aufeinander. Im Kontext der Migrationsbewegungen wächst dieser Kosmos stetig. Andere kulturelle Hintergründe und damit auch entsprechende Wahrnehmungsweisen fließen in die Zusammenarbeit mit ein, meist als willkommene Herausforderung und Bereicherung. Obwohl das Insepsital am Aktionsprogramm „Migrant Friendly Hospitals“ nicht teilnimmt, wird die Bundesstrategie Migration und Gesundheit tatkräftig unterstützt. Die Seelsorge etwa setzt sich in interdisziplinären Rapporten und in Weiterbildungen für die Sensibilisierung des Spitalpersonals ein. Sie stellt ihr Informationsmaterial in mehreren Sprachen bereit und vermittelt Fachleute mit dem entsprechenden Sprachenportfolio. Eine wichtige Aufgabe besteht darin, Patienten mit Vertretern ihrer Religion oder Konfession zu vernetzen. In Krisen wünschen sich viele jemanden, der oder die die eigene Sprache spricht, der oder die die eigenen kulturellen Hintergründe kennt oder die religiösen Werte teilt. Dabei sind die Fachstellen der Kirchen und das Haus der Religionen wichtige Kooperationspartner.

tw_11_2015

Warten auf Auffahrt

Die Aufzüge sind langsam und eng, bieten somit Gelegenheit mit den Mitarbeitern der Insel kurz ins Gespräch zu kommen. Ich habe aber schnell die Treppe vorgezogen. Dies schreibt mir ein eben neu eingeführter Freiwilliger des kleinen Teams, das wöchentlich französisch sprechende Patientinnen aufsucht. In der Insel sind die Aufzüge trotz ausgeklügelter Logistik oft besetzt. Die Wartezeiten vor den einzelnen „Kabinen“ scheinen endlos, wenn's eilt. Sie können auch eine Einladung sein – für einen spontanen Schwatz, für das Abrufen der neuesten Kurzbotschaften oder für eine nicht mehr möglich gehaltene kurze Besinnung vor dem nächsten Gespräch. Das Warten auf die Auffahrt hat durchaus seinen Reiz in einer Zeit der Teilchenbeschleuniger. Und wenn es dem einen oder der anderen des Wartens zu viel wird, bleibt das Treppenhaus, das ohne Wartestau und mit wenig Gegenverkehr zuverlässig nach oben weist. Mit dem Vorzug, in stiller Einsamkeit und ohne Firlefanz oben angekommen etwas für die ganz persönlichen Organe geleistet zu haben. Allerdings mit dem Preis, unter Verzicht der wundersamen technischen Entrückung die Kurzatmigkeit aushalten und also wieder warten zu müssen.

tw_05_2015

„Was ist Wahrheit?“

Vermutlich wissen Sie, dass mit dieser lapidaren Frage Pilatus das erste Verhör Jesu abbricht. Die Fragestellung eignet sich in der Tat, um jedes Gespräch zu beenden. Die Wahrheitsfrage ist vieldeutig, weil Sprache nie eindeutig ist. „Ist es wahr, dass ich sterben muss?“, fragt mich eine Frau im Spital. Mit einem nur einigermaßen gesunden Menschenverstand muss ich antworten: „Natürlich, das ist selbstverständlich so“. Mit einem aber nur etwas seelsorglichen Ohr werde ich merken, dass es dieser Frau nicht um die allgemeine Sterblichkeit geht, sondern um ihre akute Notsituation. Die Frage erhält durch die Situation der Frau einen anderen Horizont. Zwei Menschen können dasselbe sagen und damit trotzdem eine unterschiedliche Aussage machen. Vor einigen Jahren stand auf einer Hauswand der Spruch: „Mach es wie Gott und werde Mensch!“. Auch dieser Spruch kann unterschiedlich verstanden werden: Er kann eine gutgemeinte, leicht ironische Erinnerung an das tiefste Geheimnis der christlichen Religion bedeuten. Er kann provokativ gemeint sein, weil er die menschenunwürdige Politik infrage stellt. Er kann darauf hinweisen, dass wahres Menschsein noch vor uns liegt, dass es da noch etwas zu entdecken und zu entfalten gibt. Die Wahrheitsfrage ist zutiefst eine Beziehungsfrage.

tw_03_2015

Gute Nachrichten – schlechte Nachrichten

Wer auf einer Intensivstation arbeitet, erlebt immer wieder unvorhersehbare Verläufe und überraschende Kehrtwendungen. Angehörige müssen sich oft auf einen Schlag mit Diagnosen und Prognosen abfinden. Unser menschliches Fassungsvermögen ist begrenzt. Manches will und kann nicht unmittelbar angenommen werden. Es bleibt irgendwie amorph außerhalb unseres Koordinatensystems liegen. Vermittelt durch Zeit, Zuwendung und Wiederholung kann die Mitteilung erst allmählich durchsickern. Hinein in das Bewusstsein, also an jenen „Ort“, wo wir wieder uns und unsere Umgebung wahrnehmen können. Es sind nicht allein die schlechten Nachrichten, die uns überfordern. Auch die Nachricht, dass der Partner, der Bruder oder die Mutter der – nach medizinischen Erkenntnissen – hoffnungslosen Situation entkommen und nun wieder ansprechbar ist, schockiert erst einmal. Es ist, als müsste unser Nervensystem eine Schubumkehr leisten, für die es nicht vorbereitet ist. Wer sich ganz auf das Ende eingelassen und alle Hoffnung eingestellt hat, verkraftet die gute Nachricht im ersten Moment kaum. Auch sie braucht Zeit, Zuwendung und ein geduldiges Repetieren dessen, was vor kurzem unglaublich und unwirklich schien.

tw_02_2015

Gutes Sterben?

Während in früheren Jahrhunderten der Mensch danach trachtete, sich mit seinem Leben einer übergeordneten „Wahrheit“ oder einem religiösen „Ideal“ anzunähern, wird heute die gute Lebensführung darin gesehen, dass einer oder eine „wahrhaftig“ lebt. Und wahrhaftig lebt jener Mensch, der seine eigenen Überzeugungen im Leben und im Sterben vertritt. Die selbstdisziplinierte und selbstbestimmte Lebensführung ist zum Symbol einer zeitgemässen „Kunst“ des Lebens (und Sterbens) geworden. Es wird heute nicht nur länger gelebt, sondern auch länger gestorben. Als Sterbende, aber auch als Angehörige und Betreuende sehen wir uns mit anderen und deutlich vielfältigeren Verläufen, Möglichkeiten und Entscheidungen konfrontiert als noch unsere Vorfahren. Diese Entschleunigung eröffnet uns Zugänge zu neuen Formen des Trostes, der Begleitung und des würdigenden Verstehens von Lebensläufen. Die Diskussion rund um das verantwortbare Sterben verschiebt sich jedenfalls zunehmend weg von den rechtlichen und technischen Fragen hin zum Interesse an den Erfahrungen und Erkenntnissen Betroffener. Könnte es also sein, dass eine Kultur des Sterbens heranwächst, von der frühere Generationen nur haben träumen können?

tw_11_2014

Wer trägt wen?

B éni soit le Seigneur chaque jour! Dieux porte nos fardeaux, il nous sauve (Ps 68,20). Gott ist nicht allein der Urgrund unserer Schöpfung. Er ist auch unser Helfer, ein Gegenüber, das in Beziehung zu uns tritt, das für uns ist – wie ein Fürsprecher, eine Anwältin, wie ein Arzt, eine Pflegefachfrau oder Seelsorgerin? Martin Luther hat diesen Vers etwas anders übersetzt: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch“ – so hat dieses Wort Geschichte gemacht und so haben sich schon Viele trösten und ermutigen lassen. „Gott legt uns eine Last auf“ – das ist aus menschlicher Perspektive manchmal auch wahr. Wir reden zurecht vom Leben als Gabe in Form einer Aufgabe. Ich denke allerdings, dass der Vers im hebräischen Urtext wie auch in der zitierten französischen Übersetzung genauer sagt, was gemeint ist und vielleicht doch schöner und wahrer ist, als Luther ihn übersetzt hat. Denn eigentlich ist es ja nicht so, dass Gott eine Last auf uns legt, sondern wir sind die Last, die er auf sich genommen hat – für uns, in unserem Interesse. Und dass er uns trägt, heisst auch: Er erträgt uns, mit all unseren Schwachheiten und Dummheiten und gerade auch trotz unserer zeitweiligen Undankbarkeit!

tw_08_2014

Zu-Kunft

Mit Zukunft verbinden wir in der Regel einen Zeitabschnitt, der vor uns liegt. Wir, so unsere Empfindung, gehen der Zukunft entgegen. In den altorientalischen Zeugnissen der Bibel meint Zukunft noch etwas Anderes: nicht einen bestimmten Zeitabschnitt, dem wir entgegengehen, sondern im ursprünglichen Wortsinn etwas, das auf uns „zukommt“. Ohne unsere Mitbestimmung und Steuerung kommt die Zukunft auf uns, auf unsere Welt, auf die Menschheit, auf mich zu. Sie kommt uns entgegen. Sie ist nicht ein unbestimmtes Etwas, nicht irgendein Zustand, den wir uns vorstellen könnten, nicht ein Weltuntergang oder eine neue Weltordnung, überhaupt nicht ein Es. Diese unsere Zukunft ist schon einmal dagewesen, hat unter uns gelebt und gewirkt, gekämpft und gelitten, gerettet und gerungen. Die Johannesoffenbarung nennt ihn „Herrscher über das All“ – ein Titel, den sich die römischen Kaiser aneigneten. Sie weiß, welche ungeheure Provokation und Gefährdung darin liegt, wenn Christus als Herrscher über die Könige der Erde proklamiert wird. In den urchristlichen Gemeinden gab es keinen Gottesdienst ohne diese Proklamation und ohne den Gebetsruf „Maranatha“ – „Komm!“. Das gaben sie nicht auf, selbst wenn sie auf der Vernichtungsliste der römischen Kaiser standen.

tw_06_2014

Wurstfreie Toleranz

Jeder soll nach seiner eigenen façon selig werden – der toleranzträchtige Slogan von Friedrich d.Gr. aus dem preußischen 18. Jahrhundert ist längst zum geflügelten Wort geworden. Toleranz wird heute vielfach eingefordert. Und tolerante Menschen sind beliebt, gelten als weitherzig und grenzenlos nachsichtig. Gäbe es mehr Toleranz in der Welt, gäbe es weniger Krieg! Bei näherem Hinsehen enthüllt sich der Begriff jedoch als heimtückisch. Toleranz ist ein Fremdwort. Viele Fremdwörter haben sich in der deutschen Sprache festgesetzt, weil sie so vielseitig verwendbar sind. In der Technik bezeichnet Toleranz die zulässige Abweichung von einem vorgegebenen Maß. In der Medizin meint Toleranzdosis das eben noch verträgliche Maß einer Röntgenstrahlung. Toleranz hat Grenzen. Wo würde es hinführen, wenn wir alle Dummheiten und Gemeinheiten, allen Unfug und alle Unvernunft tolerieren würden? *„Es darf keine Freiheit geben zur Zerstörung der Freiheit“*, meinte der Philosoph Karl Jaspers. Toleranz darf nicht der Intoleranz den Weg ebnen. Wenn wir einander Grenzen setzen, ist das Ausdruck von Selbstrespekt und Fürsorge. Indem wir einander begrenzen, beglücken wir uns. Denn der Mensch wird nicht selig, wenn ihm alles „Wurst“ ist.

tw_03_2014

Wozu?

Ein Kollege hatte kürzlich die Gelegenheit, nach Südafrika zu reisen. In einer Kirche in Kapstadt hing an der Kanzel ein Tuch, auf dem in großen Buchstaben das Jesus-Wort stand: „*Freund, wozu bist du gekommen?*“ Wer die Kirche betritt, sieht als erstes dieses Tuch. Und soll sich als erstes gesagt sein lassen, dass Jesus ihn zu seinem Freund erklärt. Nicht im kontrollierenden Sinn von „*Freundchen, was machst du eigentlich hier?*“. Die Zugehörigkeit wird gerade nicht in Frage gestellt. Jedem und jeder ist Jesus Freund, auch und gerade denen, die diese Freundschaft nicht mit Gegenliebe erwidern. Allerdings: Diese Freundschaft von Jesus trägt etwas Herausforderndes in sich. Ich werde nämlich gefragt, was ich will, wenn ich zu ihm komme. So ist Jesus oft Menschen begegnet, hat sie auf ihre Freiheit und Verantwortung angesprochen: „*Was wollt ihr, dass ich für euch tun soll?*“ (Mt 20,32), fragt er etwa die um Hilfe bittenden Blinden. Und noch provozierender den Gelähmten am Teich Bethesda: „*Willst du gesundwerden?*“ (Joh 5,6). Jesus redet seine Freunde und Freundinnen als Mündige an, als solche, die Selbstverantwortung übernehmen und erkennen sollen, was sie wollen und was nicht. Ich persönlich finde das wohltuend. Und ich halte diesen Tonfall für angemessener als die unter uns so oft gepflegte Sprache des freien aber anonymen Marktes mit seinen versandhausartigen Slogans. Die Fragen von Jesus führen aus dem passiven Status der Konsumenten hinein in die Dynamik aktiver Freundschaft.

tw_12_2013

Pfingsten – Heilige Postkutschenzeit

In seinem schönen Buch „Heiliger Geist“ verweist Eduard Schweizer auf jenen Skeptiker, „der schon zur Postkutschenzeit erklärt hat, beim Heiligen Geist habe er den Verdacht, es stehe mit ihm wie mit dem dritten Postpferd, für das man als Reservepferd bezahlen müsse, obwohl man es nie zu Gesicht bekomme und es wahrscheinlich überhaupt nicht existiere“. Im Zeitalter des Automobils wirkt nicht nur die Bildrede veraltet. Denn längst existieren christliche Bewegungen und Gemeinden, für die das Wirken des Heiligen Geistes eine Selbstverständlichkeit ist. Für eher nüchterne Zeitgenossen wecken gewisse Versammlungen den Eindruck, das dritte Pferd habe sich „automobilisiert“ und dass es zuweilen durchbrennt und die volksskirchliche Kutsche im Weltgewitter stehen lässt. Gottes Geist ist nach christlicher Überzeugung jedoch mehr als Ekstase einiger Gleichgesinnter. Wir haben es in allen Bereichen des Lebens mit Gott zu tun. Wir können in jedem Stein Gott erfahren, ja selbst in einem toten Hund kann uns Gott begegnen (Karl Barth). Aber Gott selber ist uns nicht fassbar, er bleibt immer größer als unsere Erfahrungen und Erkenntnisse. Im Geist gibt sich Gott ganz und bleibt zugleich der Unverfügbare. Für sich in Anspruch nehmen („heiligen“) kann der Geist aber jeden Ort und jede Stunde.

tw_09_2013

Paraphrase zu Psalm 23

Gottes Kraft vertraue ich, ihr kann ich meine Seele öffnen. In ihr habe ich Genüge, auch wenn mir etwas fehlt. In seiner Geistgegenwart finde ich Ruhe und Frieden, auch wenn mein Herz sich ängstigt. Sie macht mich frei von jener Schuld, die ich selbst nicht tilgen kann.

Seele und Geist werden erfrischt, auch wenn ich mich schwach und elend fühle. Jemand kennt mein Ziel und weist mir meinen Weg. Wenn ich traurig bin, dann finde ich neuen Mut, neue Kraft und neue Hoffnung.

Denn du bist mir nahe und bleibst mir treu. Deine Wärme trocknet meine Tränen und deine Zuwendung verjagt das Grauen. Von deinen Gaben lebe ich, empfangen Zeichen deiner Ewigkeit. Was können mir Menschen antun, mir schaden, wenn du mich segnest?

Du wandelst Arges in Gelungenes, Karges in Fülle. Und wenn ich auf der Flucht bin vor mir selber, stehst du mir im Wege. Vom ersten Atemzug an bis zu meinem Letzten. Von deinen guten Worten getragen, getröstet und geliebt: So gehst du mit mir durch die Jahre bis dorthin, wo die Fülle wohnt und die Musik der Engel erklingt: In das Haus des Friedens.

tw_04_2013

Weihnachten – Nacht der Randfiguren

Die Weihnachtsgeschichte sagt uns, dass wir nicht grämen müssen, wenn wir an Weihnachten wie Randfiguren dastehen: Leicht desorientiert, Leute, die nicht im Zentrum des Geschehens stehen, sondern eher etwas abseits, von der Allgemeinheit nicht wahrgenommen, vielleicht gar gemieden und verachtet, vielleicht erwerbslos, krank, süchtig, ausgesteuert, familiär gescheitert, einsam und verlassen. Solche Figuren sind schon in der ersten Stunde die Nächsten von Jesus geworden. Und Randfiguren sind mit großer Wahrscheinlichkeit noch heute näher am weihnächtlichen Futtertrog als jene, die sich in Saus und Braus zum Festschmaus versammeln oder sich um den mühsam erklimmenen Berg der Geschenke scharen. Es gibt also keinen Grund, an Weihnachten zu verzaugen, weil man eher auf der Schattenseite des Lebens steht oder weil einem der eigene Schatten zu denken gibt. Menschen wie du und ich, armselige, geistig oder materiell Arme, mittellose Hirten oder Kleinstunternehmer, solche, die wie Schafe blöken müssen, oder solche, die wie Esel am Berg stehen, sind in dieser Nacht dem „Heiland“ besonders nahe – und Gott sei Dank nicht nur in dieser Nacht.

tw_12_2012

Warten und Loslassen

Wir warten auf den Frühling, auf eine Antwort, auf den Befund, auf einen Anruf, auf den Eingriff, auf den nächsten Morgen während einer schlaflosen Nacht. Wir warten darauf, dass ein Schmerz aufhört, der Schlaf uns findet oder der Wind sich legt. „Nicht müde werden sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten“ – so sagt es Hilde Domin, eine Dichterin, die bis ins hohe Alter neugierig war. Kürzlich begegnete ich einer 80-jährigen Frau, die mir aus ihrer Lebensgeschichte erzählte. Mit Zwölf verlor sie ihren Vater, wenig später ihre Mutter. Sie wartete in jungen Jahren auf einen Menschen, der ihr jenes Vertrauen und jene Verlässlichkeit vermittelte, die sie so schmerzlich vermisste. Sie wartete, als ihr Mann in ihr Leben trat, lange auf Kinder. Sie wartete auf die Rückkehr ihres Mannes, als dieser schwer verunglückte. Und jetzt wartet sie auf guten Bericht nach einem tumorbedingten Eingriff. Sie sei, sagt sie leicht errötet, immer noch schrecklich ungeduldig. – Braucht sich jemand zu schämen, wenn er oder sie auch im Alter noch schrecklich ungeduldig wartet? Oder ist es nicht vielmehr Ausdruck davon, dass das Kind in uns auch mit 80 noch Kind sein darf – wenn auch unter anderen Vorzeichen, mit veränderten Inhalten? Und verknüpft mit der Erfahrung, dass zum Warten auch das Loslassen gehört!

tw_11_2011

Selig, die warten können

Selig sind, die warten können! So steht das *nicht* in der Bibel. Aber so könnte der Titel lauten über jenen poetischen Versen, die uns in der Bibel überliefert sind: „Alles hat seine Zeit“ (Koh 3,1-8). Selig – das heisst: Geborgen im Lauf der Zeiten sind, die noch warten und ihr Dasein weder als unveränderliches Schicksal noch als selbstverschuldetes Verhängnis betrachten. Geborgen im Lauf der Zeiten sind, die wie Kinder ihre Hände leise dem Wunder des Augenblicks hinhalten. Geborgen im Lauf der Zeiten sind, die sich nicht am Vergangenen festklammern, sondern die Zeit als Fluss verstehen. Geborgen im Lauf der Zeiten sind, die ertragen, was ihnen im Moment zugemutet wird – und auch darin in Beziehung bleiben zu dem, was ihr Leben trägt und erfreut. „Warten ist eine Zumutung. Und doch ist es das Einzige, was uns das Nagen der Zeit fühlbar und ihre Versprechen erfahrbar macht.“ (Andrea Köhler). Wer warten kann, lebt zumindest in der Möglichkeitsform. Im Pflichtenheft der verplanten Stunden ist das Warten die leere Seite, das unbeschriebene Blatt, das es zu füllen oder zu bewahren gilt.

tw_05_2011

Zerrissenes aushalten

Eine Frau liegt im Sterben. Ihr Atem ist schwer. Heute ist ihre Stieftochter zu Besuch, die vor einem Jahr selber krank war. Das Leiden ihrer Stiefmutter geht ihr nahe. Das Verhältnis war in früheren Jahren nicht einfach. Darum möchte sie sich würdig verabschieden können. Eine längere US-Reise steht bevor. Die Vorstellung abzureisen zerreißt ihr fast das Herz. Tränenüberströmt sagt sie: „Meine Mutter hat mir zwar den Segen zur Reise längst gegeben, aber so kann ich doch nicht gehen. Ich würde mir das nie verzeihen können.“ Ich nehme sie zur Seite und frage sie, was ihr außer dem Segen ihrer Mutter denn noch helfen könnte, um loslassen und allen Angehörigen mitteilen zu können, dass sie sich nicht leichtsinnig „aus dem Staub machen“ wolle hat. Sie beschließt, einen Abschiedsbrief zu schreiben. Der schwere Schleier scheint sich zu heben. 24 Stunden später stirbt die Frau – in den Armen ihrer Stieftochter. Eine tiefe Stille breitet sich aus. Die Spannung hat sich spürbar gelöst. Als würde das Wunder des Lebens alle Sorgen und Ängste durchkreuzen. Letzte Momente, die alles in ein anderes Licht stellen. Dem Leben und den Beziehungen ein neues Vorzeichen verleihen.

tw_11_2010

Instrumente der Seelsorge

Kürzlich verbrachte ich einige Wochen an einer grossen Universitätsklinik in München. Zur Vorbereitung auf meine neue Tätigkeit am Inselspital. Auf einer der vielen Intensivstationen begegnete ich einer Frau, die sich nur noch mit Kopfbewegungen mitteilen konnte. Fast wie in jenem bewegenden Buch *Le scaphandre et le papillon* von Jean-Dominique Bauby, das verfilmt wurde und unter dem deutschen Titel „Schmetterling und Taucherglocke“ in unsere Kinos kam. Der Dialog zwischen der Patientin und mir war ein Herantasten im Dunkeln der Tiefe. Geduld war gefragt. Mein Nicht-Wissen und ihre Unfähigkeit, reden zu können, verbündeten sich eigenartig. Ich meinte wahrzunehmen: Zu viele Missverständnisse könnten sie ermüden, ein einziges „Ja“ indes erfreuen. Also hielt ich mich zurück, baute Pausen ein, würdigte ihre Requisiten. Und streute da und dort eine einfache Frage ein. Gegen Ende der Begegnung staunte ich, was ich alles erfahren hatte – ohne auch nur ein Wort aus dem Mund dieser Patientin gehört zu haben. Die wichtigsten Instrumente der Seelsorge sind wohl Zeit, Präsenz und Nähe, ein offenes Ohr und ein offenes Auge, das weite Herz, das Gespür für das Gegenüber, der lange Atem und die Wertschätzung des Unscheinbaren. Diese Haltung kann aus jeder Begegnung – ob mit oder ohne Worte – eine fürsorgliche und seelsorgliche Begegnung machen. So verstanden ist aller Anfang nicht nur schwer, sondern auch einfach, schlicht und bescheiden.

tw_09_2010